

SABINE KLAR

TEXTE FÜR TOM LEVOLD'S ADVENTKALENDER

2010-2015

SCHRIFTENREIHE DES IAM 19



ERLAFSTRASSE 7/30
1020 WIEN
TEL & FAX: 320 78 17
MAIL: IAM@IAM.OR.AT
NETZ: WWW.IAM.OR.AT

IAM

INSTITUT FÜR ANGEWANDTE MENSCHENKUNDE

ADVENTKALENDER 2010: EINFACH SEIN

Schreiben ist mir früher doch so leicht gefallen – wieso muss ich mich jetzt fast dazu zwingen? Noch dazu, wo das „mein Thema“ ist: was habe ich von meinen KlientInnen gelernt, was hat mich vorangebracht, berührt, überrascht, korrigiert? Im Moment erinnere ich mich an nichts und niemanden, will auf alte Texte zurückgreifen und schreibe stattdessen einfach drauflos. Irgendwie erscheint mir ständig alles neu – es gibt keine „deja vues“ bei mir. Meine geistige Kapazität und mein Gedächtnis erweisen sich als geradezu Besorgnis erregend schwach, vielleicht eine Auswirkung hormoneller Einbrüche, unter denen ich genauso leide, wie viele meiner schwitzenden weiblichen Klientinnen. Gleichzeitig ist mein Leben dicht angefüllt mit Arbeit und nahen menschlichen Kontakten, die Achtsamkeit und Sorgsamkeit verlangen, so dicht, dass ich mich über den Augenblick hinaus kaum an etwas oder jemanden erinnere. Ich kann nur mehr von Moment zu Moment leben, befinde mich sozusagen gezwungenermaßen ständig im „Hier und Jetzt“. Zuweilen erkenne ich meine KlientInnen erst wieder, wenn sie vor mir sitzen (was auf der Straße zu peinlichen Situationen führen kann). In diesen Momenten ist in meinem Kopf „tabula rasa“ – ich weiß nichts mehr von der Geschichte dieses Menschen, nichts mehr über die vergangenen Stunden, müsste es eigentlich vorher durchlesen, doch dazu fehlt mir die Zeit. In meinen Regalen stapeln sich gelesene und noch mehr ungelesene Bücher, die als wichtig gelten und die ich doch nicht einbeziehen kann in mein Tun. Gleichzeitig sind da eine große Offenheit und herzliche Verbundenheit – ich habe mit diesem Menschen Vertrautheit erlebt, das ist mir in Fleisch und Blut übergegangen, das fühlen und wissen wir beide. Exzessives Mitschreiben hat mir über viele Jahre gegen die Vergesslichkeit und daraus resultierende Unsicherheit geholfen. Ich praktizierte es, privat wie beruflich mit akribischem Fleiß, fasste zusammen, erstellte Konzepte, gab keine Ruh, selbst damals nicht als ich wegen einer kaputten Schulter meinen rechten Arm nicht heben konnte. Nun aber geht auch dieser letzte Halt verloren – ich merke, dass mich diese zähneknirschenden Bemühungen zu sehr anstrengen und von etwas Wichtigerem abhalten. Und wie es bei mir immer ist: letztthin treffe ich immer häufiger auf KlientInnen, von denen ich es mir verbieten lasse zu schreiben, ja sogar nach Aufträgen und Zielen zu fragen. Dann sitze ich also da, das vormals Gewusste in verschlossenen Laden verborgen, die sich unversehens öffnen, wie und wann sie wollen, anscheinend immer wenn es gerade passt, aber oft gerade dann nicht, wenn ich danach suche. Diverse gängige Ideen über die Wichtigkeit störungsspezifischer, akademischer, methodisch-technischer Wissensinhalte machen mich angesichts dessen, was ich da mit mir erlebe, verzweifelt und lassen mich ein Ungenügen spüren, das sich in der Praxis des zwischenmenschlichen Kontakts dann allerdings nicht als stimmig erweist, denn da läuft es wider Erwarten trotzdem mehr als gut. Wenn ich daran denke, dass ich seit fünfzehn Jahren lehrend in der Ausbildung tätig bin, komme ich mir lächerlich vor, wie in allzu großen Schuhen steckend. Deshalb ziehe ich sie aus und steige hinunter von allen Stockerln, auf die ich meinte, mich im Sinn der Verantwortlichkeit stellen zu müssen. Am Boden ist es gut sein, da brauche ich nicht größer scheinen als ich im Moment gerade bin. Als ich einmal mit zwei wilden Kindern angeblich kluge und wichtige Dinge bereden sollte, kam ich mir auf meinem Sessel hockend, besonders peinlich vor und deshalb setzte ich mich wirklich auf den Boden, kroch mit ihnen herum, berührte sie, wenn mir danach war und wartete bis sie mir auf ihre Art etwas „sagten“. Mit den etwas erstaunten Eltern dieser Kinder redete ich „von

unten herauf“, das fühlte sich für mich sicherer und echter an und brachte sie angesichts meiner Unbeweglichkeiten zum Lachen. Sie konnten sich anschließend mehr akzeptieren und ihre Kinder fragloser gern haben. Viele meiner KlientInnen haben mir in der letzten Zeit beigebracht, dass ich nicht wissender, klüger, gebildeter, geschickter, gesünder, weiser sein muss als ich halt bin, denn schließlich geht es in dem therapeutischen Geschehen ja gar nicht um mich. „Nehmen Sie sich doch nicht so wichtig“, sagte mir einmal eine glücklicherweise sehr direkte Studentin als ich mich besonders verantwortlich zeigte. In der Landschaft, die wir beschreiten, gibt es unendlich viele Wege, umfassendes Wissen und vielfältigste Informationen liegen überall herum – bei den KlientInnen genauso wie bei mir – es muss gar nicht mehr mühsam aufgestöbert, gesammelt und vermittelt werden, sondern tut sich auf, wenn der Moment dafür gekommen ist. Wir leben in einer Überfülle möglicher Geschichten und Perspektiven, sodass eine gewisse Reduktion im Sinn einer Fähigkeit, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden, aus meiner Sicht nötiger ist als weitere Anhäufungen fachspezifischer Inhalte. Meine KlientInnen haben in letzter Zeit weniger nach meinem Störungswissen oder nach einer elaborierten und schnell wirksamen Methode gefragt, sondern nach meiner Aufmerksamkeit dafür, was sie jenseits aller ihrer angeblichen Gestörtheiten im Kern berührt und bewegt. Wenn ich allzu bemüht oder gar „elegant“ – „trüffelschweinartig“ dahinschnuppernd – mein zuweilen ja doch vorhandenes methodisches Geschick zeige, dann unterbricht mich mein philosophischer Kollege Reithmayr, mit dem ich aus gutem Grund seit zwölf Jahren zusammenarbeite, auf zuweilen recht rüde Art – und unsere KlientInnen geben ihm fast immer recht: Ich bin dann zu erfahren, professionell, effizient, glatt in meinem Tun. Demgegenüber stört sie alle nicht, wenn ich nach Worten ringe, meine Gefühle ausspreche, stocke und zögere, mich als Mensch zeige, zweifle – solange das im Dienst der KlientInnen geschieht. Ich darf sichtbar werden lassen, dass ich – genauso wie jeder andere – Schwächen und Einengungen, Vorurteile, Abhängigkeiten, kaum nachvollziehbare Bedürfnisse und sogar „Störungen“ habe, dass ich – nur weil ich zufälligerweise ein paar Stunden am Tag therapeutisch arbeite – deshalb noch keineswegs ein „ausgeglichener“, „reiferer“ oder gar „besserer“ Mensch bin als sie. Es wird dadurch klar, dass wir uns einerseits in unserem Menschsein nicht wesentlich unterscheiden – und andererseits doch sehr unterschiedlich sind. Dieser anscheinende Widerspruch eröffnet Raum, einander zu vertrauen und voneinander zu lernen, jedes Mal wieder von Neuem. Um meinen KlientInnen zu begegnen, muss ich den Dunstkreis des professionellen Dünkels verlassen um in professioneller Weise achtsam für sie bleiben zu können. Was mir dabei u.a. auch hilft, sind Formen des kontemplativen Rückzugs, die ich betreibe – Zen etwa und manches andere, z.B. Hüttenaufenthalte, Klosterzeiten und Kontakte mit einem Pferd und einem Cello. In dem Raum, in dem ich üblicherweise arbeite, hängen zwei Kalligraphien, die mich diesbezüglich erinnern sollen: „Offene Weite – nichts Heiliges“ und „von Herz zu Herz“. Sie bewirken, dass mir die vormals bemühte Haltung, die ich Menschen gegenüber haben will, die ich begleite, ganz selbstverständlich und leicht wird. Sie ergibt sich – ich muss sie nicht mehr „einnehmen“. Außerdem haben sich ein paar Sätze in mir verankert, die mir von Personen gesagt wurden, welche ich besonders schätze, weil sie sich kein Blatt vor den Mund nehmen: „Muss das jetzt sein?“; „Mach dich nicht so klein – du bist nicht so groß“; „Es geht nicht um dich“; „Das Problem ist nicht deine Angst, sondern dein Misstrauen“. Das sind einige davon. Das Vertrauen in mich und in die Menschen, die mir über den Weg laufen, wächst jedenfalls. Auch die KlientInnen gehören zu diesem Menschen dazu, vor allem jene, die

vorerst befremdlich unkooperativ, besonders „gestört“ oder stur erscheinen. Psychotherapie ist für mich eine sehr menscheInde Angelegenheit geworden, die halt (leider?) in einer zunehmend am Geld orientierten professionellen Rahmung stattfinden muss. Ich vertraue unseren spontanen Impulsen, unseren animalischen Bedürfnissen, unseren tastenden Versuchen zu begreifen, unseren Reibungserfahrungen und den behütenden Stimmen und Gedanken in uns. Ich vertraue dem Vertrauen, dass alles was wir brauchen, gerade jetzt da ist oder in der ihm gemäßen Form in den Raum treten wird, wenn wir einander danach fragen. Meine KlientInnen haben mir beigebracht, dass ich überraschenderweise auch in Therapien so sein darf, wie ich halt gerade bin. Wenn ich ihre Erlaubnis annehme, ermöglicht es ihnen, dasselbe zu tun. Wir sind dann halt und haben miteinander zu tun und das ist auch schon alles, was in diesem Moment nötig ist. Einfach sein. Puh – welche Erleichterung!

ADVENTKALENDER 2011: WIE ES BEGANN...

Es war vor nunmehr 23 Jahren und in Österreich gab es damals noch nicht einmal das Psychotherapiegesetz. Ich hatte zwar ein Studium irreguläre zur Humanethologin absolviert und war gerade dabei mich in systemischer Familien-, und Sexualberatung auszubilden, hatte aber noch keinerlei Erfahrungen mit konkreten Klientinnen machen können. Trotzdem wurden mir im Rahmen eines Praktikums in einer Familienberatungsstelle bereits Fälle zugeteilt, mit denen ich alleine zurechtkommen musste. Ich erinnere mich, dass ich eines Dezembertages eine junge Frau erwartete. Das Anmeldeblatt erzählte von einer ausnehmend schwierigen Problemlage und Herkunftsgeschichte, die Klientin war vom Jugendamt zugewiesen worden und musste sozusagen zwangsweise Beratung in Anspruch nehmen. Sie kam an der Seite ihrer schon etwas älteren Sozialarbeiterin und ich fürchtete mich so sehr zu versagen, dass mir alle klugen Fragen, die mir die Ausbildung vermittelt hatte, abhanden gingen. Da saß ich nun und mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören. Ich merkte allerdings sehr bald, dass sie gar nichts anderes von mir erwarteten, denn sie hatten vorrangig etwas miteinander zu klären. Die Sozialarbeiterin hatte die junge Frau, die im Heim aufgewachsen war, von Kindheit an betreut. Diese war ihr dankbar, wollte sich nun aber nicht mehr bevormunden lassen und wehrte sich gegen die gut gemeinte Unterstützung. Das kränkte die Sozialarbeiterin, die sich außerdem Sorgen machte. Ich hatte nichts anderes zu tun, als mich für das Beziehungsverhältnis der beiden zu interessieren und sie dabei zu begleiten, zu einem der Situation angemesseneren Umgang miteinander zu gelangen. Mit der schweren Problemlage der jungen Frau musste ich mich gar nicht befassen, denn keiner der beiden war es wichtig – damit kannten sie sich viel besser aus als ich. Da hätte ich mich geradezu einmischen müssen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie erleichtert ich mich nach Abschluss dieses Falles fühlte, der nach 3 Sitzungen beendet war, denn nun war mir endlich klar geworden, dass es gar nicht zu meinen Aufgaben gehörte, das Problem der Klientin zu lösen, sondern ihr die Möglichkeit zu geben, die Beziehung zu einer ihrer wichtigsten Bezugspersonen anders zu gestalten.

ADVENTKALENDER 2012: ERINNERUNGEN AN KOPFTUCHZEITEN

Ich bin eine Grenzgängerin - man kann das als verrückt bezeichnen, als Narretei - für mich ist es der Versuch, der Vielfalt, der ich in meinem Leben begegne und begegnet bin, gerecht zu werden und mich dennoch verantwortlich zu entscheiden. Es war für mich immer schon so, daß mir viele verschiedene Wege gleichermaßen richtig erschienen, daß ich sie verstehen und nachvollziehen konnte. Zeitweise habe ich mich auf einen dieser Wege verpflichtet - weil ich ihn intensiver, sozusagen von innen heraus verstehen wollte. Zu anderen Zeiten habe ich mich von denselben Wegen gelöst - um andere Menschen besser begreifen zu können und um wieder mehr Weite und Freiheit zu erfahren.

Vor inzwischen etwa 15 Jahren bin ich ein Jahr lang „unter dem Kopftuch gegangen“ - im vollen Bewußtsein der Provokation, die damit für mein Umfeld verbunden war, denn ich war damals schon zehn Jahre lang Psychotherapeutin, fünf Jahre Lehrtherapeutin und voll in meinem Beruf und in das konstruktivistische Denken integriert. Ich konnte meine Entscheidung damals gut nachvollziehen, wollte Heimat in einer religiösen Bindung erleben und mich gleichzeitig mit „Haut und Schleier“ auf eine Liebesgeschichte mit einem Mann einlassen. Daher stürzte ich mich in den Fluß und schwamm an ein völlig unbekanntes Ufer, kehrte zu einem einfachen Kinderglauben zurück, trat ein in eine Welt, wo es Gerechtigkeit gibt, Ordnung, Vorherbestimmung und Sicherheit. Vieles war echte Suche und echtes Finden - sich einem Gott überlassen, von dem man sich kein Bild machen darf und in dieser Hingabe Frieden finden; die Integration dieser Haltung in den Alltag; die Einfachheit und Nüchternheit des Ritus. Ich wollte zuhause sein - bei dem islamischen Mann, bei den islamischen Frauen, in der religiösen Gemeinschaft. Außerdem war ich vom Exotischen fasziniert und habe bei manchen Aussagen genickt und gestrahlt, obwohl sich mein Denken und mein Gefühl dagegen sträubten. Ich habe zugestimmt, um dazuzugehören. In diesem Rollenverhalten hätte ich mich fast verloren. Ich wußte gar nicht mehr, wer ich war - zeigte mich in der Arbeit mit Klienten anders als in der islamischen Gemeinde, anders als bei meinen Verwandten, bei meinen Dienstgebern, bei meinen Freunden. Ich konnte mich selbst in den verschiedenen Kontexten meines Lebens nicht mehr wiedererkennen. Schließlich begann ich meine Kinder in eine Richtung zu beeinflussen, zu der ich nicht stehen konnte und auch meine Therapien verloren an Qualität.

Heute erscheint mir diese Phase nur mehr schwer nachvollziehbar. Es war sicher die eigenartigste und befremdlichste Zeit meines Lebens, gespickt mit komischen Situationen: Ich bin z.B. mit dem Kopftuch bis zur Türe meiner therapeutischen Praxis gegangen, habe es dort abgelegt, um die KlientInnen nicht zu verwirren, und es beim Weggehen wieder angelegt. Ich bin in der Mittagspause in die nahe Moschee beten gegangen und habe mich dort mit konvertierten Österreicherinnen getroffen und ihren Eheproblemen zugehört. Dieselben Frauen kamen dann mit ihren vorwiegend arabischen Männern zu mir in Paartherapie, weil sie mir vertrauten. Sie konnten gut akzeptieren, dass ich im Kontext meiner Arbeit kein Kopftuch trug, im Umfeld der Moschee und auf der Straße aber schon. Die Kenntnis der religiösen Vorschriften war sehr hilfreich bei diesen Paartherapien. Die österreichischen Frauen kannten sich besser damit aus als ihre arabischen Männer, was ihnen ermöglichte, diese auf einer ihnen entsprechende Weise zu anderen Verhaltensweisen anzuregen.

Als ich von neuem aufbrach, das Kopftuch ablegte und andere Beziehungswege beschritt, empfand ich Gefühle von Verrat und von schmerzlichem Verlust. Gleichzeitig erschien es mir ungeheuer befreiend, wieder unabhängig von diversen Normen und Bindungen denken und Menschen mit anderen Vorstellungen nahe kommen zu können. Ich spürte damals sehr deutlich, wie vorläufig meine Entscheidungen waren und wie sehr die Sichtweise, mit der ich mich jeweils identifiziere, zur Konstruktion meiner Persönlichkeit und der Welt, in der sie lebt, beitrug. Alte Bindungen lösten sich wieder auf, neue entstanden. Ich fühlte wie ein anderer Mensch, wusste eine Zeitlang gar nicht so recht, wer ich war.

Die Folge dieser Lebenserfahrung ist zum einen, dass ich kein Einzelnes mehr absolut setzen möchte, auch meine diversen Rollen, Meinungen und Glaubensvorstellungen nicht. Ich weiß nicht, ob ich mich wieder erkennen würde, wenn ich in einer anderen kulturellen Umgebung auf mich träfe und verstehe Menschen besser, die in solchen sozialen Kontexten leben. Andererseits widerstrebt mir seitdem die Idee noch mehr als früher, meine Identität ausschließlich relational aufzufassen oder als bloße Erzählung narrativ zu dekonstruieren. Ich habe erlebt, daß dieses Motiv zu einer Selbstaflösung führen kann, die in Handlungsunfähigkeit und großem Unwohlsein mündet.

Manchmal berichte ich anderen Menschen über die Geschichten meines Lebens. Die damit verbundene Resonanz bietet mir einen Ort für einen Hauch sozialer und damit nicht mehr einsamer Kontinuität meines Ichs. Gleichzeitig höre ich mir zu, wie ich über mich erzähle und erkenne mich wieder, was mir in aller Veränderung Stabilität verleiht. Schön wäre, wenn das Fließen und die Vergänglichkeit umgeben wären von etwas, das zuwendend, warm und nicht gleichgültig ist. Ich wünsche mir immer noch ein Du, das zumindest die Kontinuität der Erinnerung bietet – und damit einen Hauch „Überleben“, ein Stück hinausgezögerte Sterblichkeit.

ADVENTKALENDER 2013: WILDGEHENDES SCHREIBEN

Ich kreise um das, was ich suche, finde schließlich Begriffe, formuliere, was ich sagen will, und lege mich damit auf eine bestimmte Ausdrucksweise fest. Ich füge unterschiedliche Begriffswelten zusammen und schütze diese Verknüpfungen, indem ich eine Menge Sätze um sie herum baue und Bilder dazu entwerfe. Ich bahne damit Wege und schaffe einen Schein, den ich mag. Die gewählten Worte und damit verbundenen Assoziationen haben eine Selbstwirksamkeit, eine ihnen immanente, unsichtbare Erwartungsstruktur. Am interessantesten wird es in den Bereichen, wo die Begriffe sich reiben, weil sie sich selbst nicht mehr genügen und auf andere verweisen. Mir kommt vor, dass der Inhalt, den viele Begriffe ansprechen, hinter und zwischen ihnen zu finden ist – in der Dynamik der Bedeutungen, die umkreisen, was sich eigentlich nicht sagen lässt.

Ich habe die Vorannahme, dass das, was ich zu beschreiben suche, dem entspricht, was der jeweilige Begriff meint. Wenn es meine Vorliebe ist, die diese Vorannahme über die Verwendbarkeit des Begriffs stärkt, dann kann es sein, dass das, was mittels dieses Begriffs im sprachlichen Raum erscheint, mehr mit dieser Vorliebe zu tun hat als mit dem, was ich beschreiben wollte. Da mir andererseits das, was ich zu beschreiben versuche, wichtiger ist als mein dafür gefundener sprachlicher Rahmen und meine Bilder, nehme ich gleichzeitig Abstand davon und versuche herauszufinden, ob ihm andere Formen vielleicht angemessener wären. Im Hinblick auf die jeweils gefundene einzelne sprachliche Form hilft mir Gelassenheit und eine gewisse ironische bzw. humorvolle Distanz. Im Hinblick auf das eigentlich Gemeinte und auf den Versuch, es immer wieder von neuem in Sprache zu fassen, kann und will ich diese Gelassenheit und innere Distanz aber oft nicht aufbringen - denn es ist mir wichtig.

Deshalb versuche ich mich der Verführung zu entziehen, mich an dem einen oder anderen Ruheplatz begrifflicher Festlegungen auf Dauer häuslich niederzulassen. Manchmal schreibe ich etwas auf, um es dann wieder vergessen und mich mit anderem beschäftigen zu können – mit Abzweigungen von den gewohnten Wegen meines Denkens, Wegweisern in eine Richtung, die vielversprechender erscheint, weil sie mir eine andere Haltung zu mir selbst und einen anderen Zugang zu meiner Welt vermittelt. Ich notiere diese Abzweigungen vom Vorgegebenen, weil ich sie beizeiten wieder finden möchte, um sie näher zu erkunden. Leider ist ihre Zahl inzwischen recht groß, so dass es mir schwer fällt, mich zu orientieren. Zehntausend Word-Files umfasst meine Festplatte inzwischen – dem gegenüber scheint die Zahl der Texte, die ich veröffentlicht habe, sehr gering zu sein. Das Schreiben dient dem Suchen und bringt das dabei Gefundene in eine nur vorübergehend akzeptable Form. Ich habe damit begonnen als ich in der Volksschule war – zuerst handelte es sich um Geschichten über kleine Mädchen und ihre Abenteuer, dann um Tagebuchtexte, in denen das inzwischen älter gewordene Mädchen in all dem Abenteuerlichen, das sie erlebte, nach Selbstverständnis suchte. Statt als Jugendliche die Lokale unsicher zu machen und mich mit Gleichaltrigen zu vergnügen, verfasste ich einen utopischen Roman. Während meines Zoologiestudiums versuchte ich in einem theoretischen Text Gott und die Evolutionstheorie zu vereinen – dies setzte ich zehn Jahre später im Rahmen einer theologischen Diplomarbeit fort, in der es um Gott und den Konstruktivismus ging. Und auch in den letzten Jahren kaue ich in meiner Freizeit an einem Buch über ein ähnliches Thema, das nicht und nicht fertig werden will. Dazwischen

habe ich mich um ganz andere Texte bemüht – z.B. um Forschungsberichte, Fachartikel oder Skripten für die systemische Ausbildung, in denen ich versuchte, eine mir eigene Sprache für die vermittelten Inhalte zu finden. Glücklicherweise ist mir das Tagebuchschreiben in den letzten Jahren abhanden gekommen – hätte ich die Chance, jemals das Interesse einer Biografin zu wecken, dann wäre diese wohl trotzdem sehr beschäftigt und käme vor lauter Lesen zu gar nichts mehr. Ich habe mich in Gesprächen mit einem imaginären Beobachter (in dieser Phase Daimon genannt) aus vielen Problemen herausgeschrieben, habe schreibend die Antwort auf Fragen gesucht und schreibend neue Fragen erfunden. Ich habe Manuskripte von zweihundert Seiten auf ein Viertel zusammengekürzt um sie dann wieder auf das Doppelte zu erweitern. In meinen privaten Dateiordnern finden sich unveröffentlichte Gedichte, ein Theaterstück und ein fast fertiger Roman.

Manchmal frage ich mich, ob dieser Schreibwahnsinn ein Erbe meiner Familie ist. Bei meinem Großvater finden sich neben vielen Gedichten auch gereimte Memoiren, welche die 30er und 40er Jahre in Wien zum Inhalt haben. Mein Vater verfasste ebenfalls Gedichte und von meiner Mutter gibt als „Zeitzeugin“ viele persönliche Erinnerungen in Sammelbänden. Meine Tochter produziert Texte seitdem sie die ersten Buchstaben kritzeln konnte (vor kurzem sagte sie mir, dass das der Grund war, weshalb sie so schnell in die Schule gehen wollte – um endlich die Geschichten in ihrem Kopf auf Papier bringen zu können). Inzwischen hat sie die Schriftstellerei zu ihrem Beruf gemacht und hoffentlich bald ihren Platz in der literarischen Szene. Und auch mein Sohn ist seit kurzem angesteckt worden und probiert die Geschichten in Worte zu fassen, die sich – oft über Jahre hinweg – in seinen Gedanken entfalten.

Meine Schreibung bläst Begriffswelten auf und macht mich glücklich, hält mich aber auch vom Lesen und vom sonstigen Leben ab, denn sie kostet viel Zeit. Insofern ist sie ein teures Hobby - noch dazu wenn sie keinen unmittelbar in Geld oder Imagegewinn ablesbaren Nutzen bringt, wie bei mir. Wenn ich meine mit viel Mühe geborenen Wortgebilde nach Monaten und Jahren wieder lese, erscheinen sie mir fremd – so als hätte sie ein anderer verfasst. Manchmal erkenne ich, dass ich vieles geschrieben habe ohne es wirklich zu verstehen – dass ich mich in meine eigenen Worte verliebt und dabei den Inhalt übersehen habe. Dann beginne ich zu streichen und das Unnötige abzulösen. Ich schäle eine Zwiebel und ahne schon, dass letztlich nichts dabei herauskommen wird. Deshalb halte ich zeitweise inne, berge den vorübergehend saftig erscheinenden Kern in meiner Hand und verwende ihn zum Kochen.

ADVENTKALENDER 2014:

WAS ICH TROTZ ALLER SYMPATHIE NOCH EINMAL SAGEN WOLLTE ...

... du weißt eh, dass es nerven wird, wenn du wieder die kritische Stimme erhebst, so als ob nicht auch du Teil des ganzen „Systems“ wärst.

Ich bin schon lange nicht mehr so widerständig wie früher, bin so wie alle anderen reifer und etablierter geworden und will in Ruhe „mein Ding“ machen.

Widerstand ist halt einfach auf Dauer für alle Beteiligten sehr anstrengend. Auch du willst, dass dein Leben und das deiner KlientInnen funktioniert, dass es läuft, das kleine Rädchen in der großen Maschinerie seines sozialen Kontextes. Auch du begeisterst dich schnell für Geschichten, die das ermöglichen. Mit den schwer veränderbaren Lebenslagen, von denen dir manche KlientInnen erzählen – als „Unglück“ oder „Elend“ eher negativ konnotiert – tust auch du dir schwer. Dauernd schaust du aus nach realisierbaren Aufträgen, Zielen Lösungsbewegungen, Möglichkeiten der Veränderung, Handlungs- und Gestaltungsoptionen im Unglück.

Leidende Menschen wird es angesichts der Auflösung des Individuums in relationale Identitäten vielleicht sowieso bald nicht mehr geben. Und Probleme auch nicht, da es sich ja auch dabei bloß um Geschichten handelt.

Es ist einfach entlastend, in Geschichten zu denken. Sie brauchen nicht wahr sein, sie müssen auch nicht klug sein – noch weniger sollen sie wirklich von Grund auf gut tun. Sie haben die Aufgabe, den Schmerz des eigenen lebensfeindlichen Daseins zu lindern, um die reicheren oder ärmeren Sklaven, die wir schließlich alle sind, wieder bereit zu machen für den nächsten Tag.

Deshalb loben wir die KlientInnen auch dafür, dass sie sich hier damit befassen, ihr Elend besser zu ertragen, indem sie mit uns und anderen kooperieren.

Wozu denn auch wirklich begreifen wollen, was einem an sich selbst und der eigenen Lage unerträglich ist? Geht es im Sinn der Lebenskunst nicht bloß um einige gute Plots im Hirn, die in geeigneter Dosierung und gestärkt durch Anerkennung dabei helfen, mit sich und anderen entspannter umgehen zu können? Was ist schlecht daran, sich das Leben über ein solches Tänzeln und Spielen in Zwischenräumen zu erleichtern? Was ist angenehmer als zu lernen, mit anderen Leuten diplomatisch umzugehen? Was ist angenehmer als Harmonie und Respekt? Wir belasten die Klientinnen und uns eben nicht mit allzu viel Beunruhigung und Reibung – wir reden partnerschaftlich darüber, was gelten soll.

Wenn man in unserem beruflichen Kontext Erfolg haben will, dann hält man die eine oder andere mehr oder minder zufällig in der Praxis gewonnene Erfahrung im Umgang mit KlientInnen als „Methode“ fest, um sie in Kongressen präsentieren und mit ein wenig Glück auf dem systemischen Markt verkaufen zu können. Weniger Glückliche oder

Fleißige bekommen in diesem Spiel dann die Gelegenheit, das Produkt in Seminaren und Weiterbildungen zu erwerben.

Zweifel strengt eben an Und jede von uns muss schauen, wie sie zurecht und mit ihrem Geld zurande kommt.

Den Zweifel an uns selbst halten wir, trotz unserer angeblich so elaborierten Fähigkeit zur Selbstreflexion, sowieso wohl dosiert – gerade so, dass er nicht weh tut und die eigenen privaten Vorlieben in Ruhe lässt.

Wozu denn überhaupt genauer hinsehen und hinhören, klarer und nüchterner denken, durchdachter formulieren? Wozu den Versuch unternehmen, zu einem vernünftigen Urteil zu gelangen? Wo wir doch gar nicht mehr wissen, was als vernünftig gelten kann.

Stecken dahinter womöglich anachronistische Vorstellungen, eines Menschen, der sich in seiner Fähigkeit eigenständig zu denken, zu sprechen und zu handeln weiter entwickelt? Habe ich ein Konzept von „Freiheit“, das eigentlich bloß ein über Jahrhunderte tradierter dominanter Diskurs ist, der sich – u.a. auch anhand neurobiologischer Erkenntnisse - als Irrtum erweist? Bin ich einfach zurückgeblieben?

Was sollen wir mit dem Wunsch nach ernsthafter Auseinandersetzung denn anfangen? Wollen wir uns denn in unseren Loyalitätsbeziehungen entzweien, Bindungen, Pfründe gefährden?

Da hast du recht – das muss auch ich bedenken. Ich kann mir viel mehr erlauben, wenn ich mir meine Anschauungen unter dem Titel der Subjektivität mehr oder minder ohne Beteiligung der Vernunft wie vertraute Haustiere halte und versuche, jedwede Situation, in die ich mit meinen KollegInnen, Klientinnen und StudentInnen gerate, ganz grundsätzlich in eine positive umzuwerten. Motto: Pass dich an das Unveränderbare an, finde dich damit ab – und nutze die Zwischenräume dazu, dir ein wenig Lebens- und Arbeitslust und die Freundlichkeit der anderen zu erhalten.

Wir sind alle recht gut darin, Geschichten zu erfinden, die es leichter machen, uns und das was Menschen an uns stört zu verbergen. Auch du verwendest viele Künste, diese Störungen so umzuformulieren, dass sie sich für alle Beteiligten leichter ansehen lassen. Das macht auch deine therapeutische Arbeit erträglicher und verhindert das Ausbrennen. Wenn sich jemand dem entzieht, wirst du ungeduldig.

Bei uns muss sich sowieso niemand fürchten, irgendeine Wahrheit unverblümt ins Gesicht gesagt zu bekommen.

Ja, wir sind im großen und ganzen friedlich und schaffen Raum für Würde, Größe und Menschlichkeit. Die Herde ist immer nah, um zu loben und wohlwollend zu konnotieren. Wir nehmen eine respektvolle und neugierige Haltung ein ...

... und sind darin so gut, dass niemand merkt, dass wir manchmal gar nicht respektvoll oder neugierig sind. Und unsere Theoriegeschichten dürfen wir aus Versatzstücken

zusammenbauen, die sich mehr oder minder zufällig ergeben, wenn wir das eine oder andere lesen oder von KollegInnen hören.

Als ob du das anders machst! Jeder hat wohl inzwischen mitbekommen, dass sich die Lektüre von Fachliteratur bei dir sehr in Grenzen hält.

Manchmal stört mich, dass wir keine wirklich differenzierten und handfesten Kriterien für die Qualität unserer Arbeit haben - weder in der Therapie noch in der Ausbildung. Angesichts dessen gibt es kaum Möglichkeiten der Beurteilung und der Kritik. Man kann machen, was man will, solange man die demokratischen Prämissen teilt, dass jeder aus seiner Sicht Recht hat und gehört bzw. anerkannt werden soll.

Würdest du dir wirklich von irgendwelchen angeblich handfesten Kriterien, z.B. der Wirksamkeitsforschung, vorschreiben lassen, wie du arbeiten sollst? Gerade du, die sogar das Kriterium der Wirksamkeit selbst infragegestellt unter dem Motto: wer darf bestimmen, was als Wirkung zu gelten hat?

Aber kann es in Ordnung sein, dass wir uns nicht einmal mehr als Lehrende der Mühe unterziehen müssen, ärgerlich ins eigene, blinde und blöde Angesicht zu blicken? Wie wir wissen, herrscht auch in unseren Ausbildungsgruppen im allgemeinen Harmonie. Man kann sicher sein: wenn es wider Erwarten doch zu gröberen Ärgernissen kommt, setzt man sich wohlwollend zusammen und findet irgendeine praktikable Lösung – schließlich ist die Wahrnehmung eines Ärgernisses auch „bloß“ eine Geschichte, ein Konstrukt.

„Wahrheit“ – was soll denn das vor Hintergrund unseres Denkens und unserer Haltung auch sonst sein außer eine durch die Zustimmung der anderen belegte Geschichte, die sich in einem guten Gespräch gemeinsam entwickelt?

Und das einzige Kriterium einer „guten“ Geschichte über sich und die Welt bestünde dann darin, dass sich dabei das Gesicht entspannt, momentane erleichterte Zustimmung entsteht und sich da und dort Personen finden, die sie bestärken?

Es geht dann vorrangig um die Erfindung von ein paar mehr oder minder guten Plots, die momentan aus Engführungen heraushelfen, und ein paar Schubser dorthin. Für die Kassenfinanzierung wäre es allerdings gut, wenn sich die Wirkung der neuen Geschichten auch auf diversen Bildern von Gehirnen abbilden ließe und die Klientinnen in der Folge wieder arbeitsfähig wären und vielleicht weniger Medikamente brauchen. Obwohl letzteres gar keine so Rolle zu spielen scheint.

Dann haben wir jedenfalls nur mehr mit Geschichten zu tun statt mit Menschen. Den Kontakt von Wesen zu Wesen, bei dem es sich reibt und anstrengend wird, könnten wir uns ersparen. Wir bräuchten auch mit unseren StudentInnen keine Konflikte mehr austragen und müssten ihnen unser Gesicht gar nicht mehr zeigen.

Weil wir dann gar keines mehr hätten. Wäre das nicht schön?

ADVENTKALENDER 2014: SOLLEN WIR WIEDER WISSEN, WO`S LANGGEHT?

Ich muss eingangs betonen, dass mir die spezifische Haltung und erkenntnistheoretische Position, die in unseren systemischen Kreisen in den letzten Jahrzehnten oft unter dem Kürzel „Kybernetik II“ zusammengefasst wurde, im Therapie- und Ausbildungsgeschehen nach wie vor sehr wichtig ist. Dass ich trotzdem eine kritische Reflexion meiner eigenen erkenntnistheoretischen Position und davon ausgehenden Haltung betreibe, weiß glaub ich jeder, der mich und das IAM (www.iam.or.at) näher kennt. Ich arbeite ja nicht umsonst ständig mit dem Philosophen F.Reithmayr zusammen. Wichtig scheint mir vor allem, dass der theoretisch geprägte Diskurs nicht schon wieder abgesetzt wird vom konkreten therapeutischen Handeln („Praxis“). Diese immer wieder bemühten Unterscheidungen verkennen völlig, dass jedes Tun und Wissen auf der Basis von sprachlichen Kategorien und Vorannahmen über Wichtigkeiten entsteht, die mitbedacht werden müssen, wenn sie nicht unreflektiert ins therapeutische Geschehen Eingang finden sollen. Und natürlich ist es dazu – nicht nur in der Ausbildung - nötig, sich selbst und die Kolleg_innen oder Studierenden genau dort zu verunsichern – d.h. zum Nachdenken zu bringen – wo sie sich der Relevanz ihres Vorwissens besonders sicher sind.

Die Frage ist immer, welche „Welt“ durch die Fassung in Sprache konstruiert wird – denn Sprache wirkt, wie wir wissen. Philosophisch gesehen geht es dabei meines Erachtens um den Gewinn einer gewissen Urteilsfähigkeit, die es ermöglicht, mit Beschreibungen und darin enthaltenen impliziten Bewertungen und logischen Brüchen bewusst umzugehen. Dass das so leicht ist und z.B. bei der Reflexion und Diskussion von Fallgeschichten eigentlich sowieso schon selbstverständlich, halte ich für einen großen Irrtum. Ich bemerke zumindest oft, dass es aus meiner Sicht nicht ausreichend (genau) geschieht. Wenn sich die Meinung jener, die klinisches Störungswissen und strategische methodische Herangehensweisen z.B. in den Ausbildungsvereinen durchsetzen wollen, dann müssen wir uns alle mit etwas ganz Bestimmtem, angeblich besonders Wichtigem befassen. Wir müssten dem dann wahrscheinlich mehr Platz einräumen, was angesichts der Begrenztheit der verfügbaren Stunden dazu führen wird, dass für anderes weniger Zeit bleibt. Und was gilt dann als relevantes Wissen bei uns Systemiker_innen? Wollen wir das wirklich festlegen bzw. uns von irgendwelchen Leuten, die es angeblich besser wissen oder mit Studien belegen können, darin festlegen lassen? Die systemische Haltung, die mir im Kontakt mit KlientInnen wie StudentInnen so wichtig erscheint, in einer viel kürzeren Zeit zu vermitteln, würde meiner Meinung nach zu einer Pseudo-Haltung führen – man tut den Klient_innen gegenüber so, als wüsste man noch nicht (wo es langgeht), weiß aber in Wirklichkeit genau Bescheid. Den Student_innen gegenüber weiß man das dann sowieso, denn die wollen das auch – sie verlangen ja nach einer bestimmten Art Expert_innen für ihr Geld - dieser Eindruck entsteht zumindest in den letzten Jahren immer wieder und es ist nicht leicht, diesem Trend etwas entgegen zu setzen.

Apropos „Erfolg“ bei Student_innen, aber auch in internationalen Kreisen und klinischen Milieus: welche Relevanz hat dieser Aspekt eigentlich und welche soll er für Systemiker_innen haben? Wollen wir unser „Eigenes“ vertreten oder primär marktorientiert denken und handeln? Sicher ist auch der Bezug auf die Eigenart der eigenen psychotherapeutischen Richtung eine immer wieder neu zu reflektierende

Festlegung - ich denke aber, dass dieser Diskurs unabhängig sein sollte von marktwirtschaftlichen Überlegungen. Heutzutage bestätigt das dominante Gerede im psychosozialen Feld jedenfalls das Störungs- und Wirksamkeitswissen - Professionist_innen gewinnen aus der Identifikation damit Sicherheit. Solange die kritische Distanz gegenüber jedem Wissensinhalt, jeder methodischen Fokussierung und jeder Idee von Wirkung erhalten bleibt – im Dienst von KlientInnen und StudentInnen, die sich auf ihre jeweils spezifisch eigene Weise auf die Suche begeben müssen – ist ein solches Vorwissen auch gar kein Problem. Ich denke aber, dass Systemiker_innen hier eine – wenn auch zunehmend marginalisierte – andere Position einnehmen müssen. Sie gewinnen Sicherheit nicht aus der Identifikation mit bestimmten Wisseninhalten oder methodischen Festlegungen und schon gar nicht aus dem, was - bei wem auch immer - als erfolgreich gilt, sondern aus der Fähigkeit, sich trotz Vorwissens beweglich zu halten und sich davon ausgehend Schritt für Schritt, gemeinsam mit den Klient_innen, in die Landschaft hinein zu begeben, die sich während des stattfindenden Gesprächs jeweils kommunikativ auftut. Dabei ist es ununterbrochen notwendig, Vorwissen unterschiedlichster Art einzubringen und sich davon gleichzeitig nicht vereinnahmen zu lassen.

An dieser Stelle möchte ich wieder meine altbekannte Metapher vom Wildgehen bemühen und anhand dessen beschreiben, was mir im Therapie- und Ausbildungsgeschehen besonders wichtig erscheint. „Sollen wir wieder wissen, wo´s langgeht?“ Diese Frage lässt an einen Weg in einer Landschaft denken, den ein Experte kennt und auf dem sich eine nicht so kompetente Person – in eine andere (bessere?) Gegend führen lässt. In meiner Metapher bedeutet „*Gehen auf einem vorgebahnten Weg*“ bei etwas bleiben, das schon anderen wichtig war, an etwas festhalten, das sich bewährt hat, so zwischen Weg und Umgebung unterscheiden, wie es schon andere getan haben. Man folgt Abzweigungen, die andere gefunden haben, manchmal ist man sehr zielbezogen und schnell unterwegs und orientiert sich nur mehr an diversen Markierungen. Man hat Landkarten zur Verfügung und verwendet sie im Sinn einer Handlungsanleitung. Auf die Therapiesituation bezogen: die gegebene Lage (jene des Klienten und jene zwischen Therapeutin und Klient) ist bereits bekannt, wurde bereits andernorts interpretiert. Es gibt vorgegebene Begrifflichkeiten, Unterscheidungen, Methoden, die sich als wirksam und praktikabel erwiesen haben. Jemand weiß darüber Bescheid – jemand anderer nicht. „*Wildgehen*“ bedeutet demgegenüber, von den vorgebahnten Wegen abzuweichen bzw. abweichen zu können, sich mitten ins Dickicht zu begeben um dort – Schritt für Schritt – herauszufinden, wo es weitergeht, wo sich Durchgänge und neue Aussichten eröffnen. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten der Fortbewegung - der Weg entsteht in dem Moment, in dem er begangen wird. Man hat zur Sicherheit Landkarten und ein Peilgerät bei sich, aber orientiert sich nur bei Bedarf daran. Obwohl die gegebene Lage vielerorts bereits behandelt und interpretiert wurde und es vorgegebene Begrifflichkeiten, Unterscheidungen, Landkarten, Markierungen, Wege gibt – orientiert man sich nicht primär daran, sondern entwirft gemeinsam mit den Klient_innen den Weg in jedem einzelnen Augenblick neu. Man entwickelt die Fähigkeit zur Abweichung vom Vorgegebenen, traut sich mitten ins Dickicht des immer Neuen hinein und weiß, dass es trotz aller Markierungen unendlich viele mögliche Wege gibt. Und man ist sich bewusst, dass man den Weg erschafft, indem man ihn beschreitet. Wichtig zur Abgrenzung immer wieder auftauchender Missverständnisse: auch in einer Landschaft, in der ich wild gehe,

gibt es bereits eine Menge Vorgebahntes – das Wissen darüber kann Sicherheit geben, die Beschränkung darauf engt aber ein. Man kann Landkarten im Rucksack haben und trotzdem wildgehen. Wildgehen ist jedenfalls etwas ganz anderes als blindlings umher zu irren. Das Expertentum beim Wildgehen besteht darin, verschiedene Landschaften, Bodenverhältnisse, Wetterlagen, Wuchsformen, Viecher, wandernde Menschen zu kennen, auf vielen Wegen gewandert zu sein; aus dem Dickicht herausfinden zu können (hilfreiches Wissen dabei kann sehr viel verschiedenes sein). Ich bin dafür, dass man sich vor dem Wildgehen nicht fürchtet – es aber auch nicht verharmlost. Beim „Wege bahnen“ sollte man sich und die eigene Wirkung jedenfalls selbst im Blick haben können. Auch in der Ausbildung finde ich es wichtig, Landkarten und gebahnte Wege zu vermitteln - aber genauso wichtig finde ich es, sichtbar und erlebbar zu machen, dass davon im Dienst der Menschen, um die es geht, immer wieder abgewichen werden muss und dass Bahnungen (wie auch immer sie entstehen) mit der Landschaft etwas machen. Indem ich gehe, erschaffe und gestalte ich.

Abschließend möchte ich dafür plädieren, die Fähigkeit zum Wildgehen im therapeutischen Geschehen als für die systemische Fachrichtung hoch relevantes Merkmal beizubehalten, denn sobald wir uns zu sehr mit unserem Vorwissen identifizieren, verlieren wir das Spezifikum unserer therapeutischen Schule aus den Augen, das genau in der Anstrengung besteht, die möglichen Wirkungen des Vorwissens im Blick zu behalten, sich der dadurch gebahnten Wege und gestaltenden Einflüsse bewusst zu sein und sich von ihnen nicht gefangen nehmen zu lassen. Eine zu starke Fokussierung auf vorhandenes und erlernbares Expertenwissen, könnte das z.B. in der Psychotherapieausbildung unmöglich machen. Von Wissen bzw. diversen Vor-Informationen bekommt man dann nicht genug, außerdem ist man auf andere angewiesen, die es vermitteln und verkaufen. Aus der Mächtigkeit angeblich relevanter Wissensinhalte ergibt sich Abhängigkeit, Hierarchie, Reduktion möglicher Wege, Richtungen und Bewegungsarten und Ablenkung von den eigenen Ressourcen und der eigenen Gestaltungsfreiheit und Verantwortlichkeit durch die Fokussierung auf angeblich relevante Autoritäten. Mein Ziel in der Ausbildung ist deshalb, den Studierenden zu ermöglichen, zum Joker zu werden. Sie sollen sich ballastfrei bewegen lernen, die Fülle der Wege entdecken, sich angstfrei darauf einlassen können, was sich immer neu im Moment auftut. Ich möchte ihnen ihre eigenen Fähigkeiten zugänglich machen, damit sie sie für die Gestaltung im therapeutischen Geschehen verwenden können. Wie unter Studierenden bekannt, vermittele diesen Ansatz mittels meines eigenen Tuns als Ausbilderin: ich zeige ihnen während des Vermittlungsprozesses, wie sich durch ihr und mein kommunikatives Tun Wege öffnen und verschließen und kommunikative „Welten“ entstehen. Auf dieser Basis sollen sie dann entscheiden und unterscheiden lernen, was im Moment des Geschehens hilfreiches Wissen sein könnte, an welchen Kommunikationssystemen sie sich mit den Klientinnen gemeinsam beteiligen wollen und an welchen nicht, welche Unterscheidungen sie betonen, welche Sprache sie verwenden möchten. Es geht mir darum, sie zum Denken anzuregen und davon ausgehend eine reflektierte Urteilsfähigkeit in der gegebenen Lage mit den konkreten Menschen und ihren Themen zu gewinnen. Um sich ganz mit dem Interesse der diversen Gegenüber befassen zu können, müssen sie um ihr eigenes Interesse und ihre eigene Position in der Welt wissen und dafür Sorge tragen können. Als Ausbilderin ist es mir wichtig, darüber Klarheit gewonnen zu haben, was ich durch diese Fokussierung mit erschaffe und darin

transparent sein, sie verantworten zu können. Tendenziell fördere ich die Reduktion auf das Einfache, Wesentliche und Handhabbare und versuche, die Unabhängigkeit der Studierenden, auch von mir selbst, zu fördern – ich möchte von ihnen nicht so wichtig genommen werden. Viel relevanter ist für mich die Weckung ihrer eigenen Kompetenz im Zugang und Umgang mit Menschen. Grundsätzlich habe ich auch gar nichts gegen das Lesen von Fachliteratur - mir ist aber die Weite in den Zugängen und die Vielfalt wichtig. Das Problem besteht hier wieder in der Begrenztheit zeitlicher Ressourcen: wenn man ausgiebig systemische Fachliteratur liest, die sich vorrangig mit klinischen Störungsbildern oder methodischen Strategien befasst, kommt man u.U. nie zu etwas anderem und es führt v.a. bei oberflächlichem Lesen – nicht zu der geistigen Beweglichkeit, die ich anstrebe. Auf jeden Fall erscheint mir Gelesenes für das Therapiegeschehen nur dann relevant, wenn Bewusstheit darüber besteht, was es will und erschafft und bahnt.

ADVENTKALENDER 2015:

WO IST DAS MENSCHLICHE GESICHT DER PSYCHOTHERAPIE GEBLIEBEN?

Psychotherapie ist ein Instrument der Gesellschaft - sie will Menschen in schwierigen Lagen dazu anregen, ihr persönliches Veränderungspotential auszunützen, um ihr Befinden zu verbessern und sich und andere weniger zu stören. Sie eröffnet aber auch die Möglichkeit, sich gegen gesellschaftliche Zumutungen zu verwehren. Sie bietet einen Freiraum, in dem Klient_innen sich selbst bestimmen können.

Zu diesem Thema stelle ich hier pointiert ein paar Thesen in den Raum, in der Hoffnung, damit eine Diskussion zu initiieren bzw. an einer teilzunehmen, die vielleicht bereits im Gang ist, von der ich aber (noch) nichts weiß.

- Ich behaupte, dass im Hintergrund des therapeutischen Geschehens gesellschaftliche Diskurse und die mit ihnen verbundenen Vorstellungen und Bewertungen eine große Rolle spielen - Psychotherapeut_inen, Klient_innen, Ausbildungseinrichtungen, Geldgeber und Institutionen werden durch sie beeinflusst. Solche mitredenden Vorstellungen wirken als „blinde Flecke“ oft sehr verborgen hinter gut gemeinten methodischen und technischen Zugängen, hindern an einer entsprechend offenen Haltung und am Zugang gerade zu jenen Klient_innen, die sich ihnen nicht fügen können oder wollen. Besonders häufig sind aus meiner Sicht Leistungs- und Machbarkeitsdiskurse - man will als Therapeut_in wissen, wo's langgeht und Methoden vor dem Hintergrund eines (oft pseudo)-wissenschaftlichen Denkens anwenden bzw. die Veränderungsbewegungen im Griff haben. Klient_innen werden an kulturellen Standards gemessen und im Sinn einer falsch verstandenen Zielorientiertheit vor sich her getrieben - oft unterstellt man ihnen, dass sie „ihres Glückes Schmied“ sind bzw. (zu wenig) motiviert, sich auf die therapeutische „Arbeit“ einzulassen. Institutionen fördern eine so verstandene, an Effizienz, Berechenbarkeit und Wirksamkeit orientierte Psychotherapie, wenn sie Ressourcen einsparen, sich an standardisierte Vorgaben halten und bürokratischen Abläufen mehr Platz geben als den meist ganz anders gestrickten Menschen, für die sie eigentlich da sein wollten. Vielleicht sind unter solchen Rahmenbedingungen Psychotherapeut_innen manchmal mehr mit sich selbst und ihrem therapeutischen Erfolg beschäftigt als mit ihren konkreten Gegenübern?
- An sich bietet systemische Therapie von ihrer konstruktivistischen Grundhaltung her die reflexive Basis für ein Interesse an weltanschaulichen Aspekten im Hintergrund des therapeutischen Geschehens - trotzdem habe ich den Eindruck, dass zu wenig Zeit investiert wird, sich genauer mit den genannten Diskursen zu befassen, obwohl ihre implizite Wirkung gerade im Zusammenhang mit der Lektüre von Praxisprotokollen und bei Fallbesprechungen im Zuge der Ausbildung und Supervision deutlich wird. Vielleicht werden wir stattdessen damit beschäftigt, uns als Spezialist_innen für bestimmte Zielgruppen auf diversen Listen zu etablieren, uns im Zuge der Akademisierungstendenzen als „wissenschaftlich“ zu präsentieren und (den Wirksamkeitskriterien und Dokumentationsinteressen unserer Geldgeber folgend) die Klient_innen mit Fragen und Zielen und Aufgaben zu belästigen, die sie nicht interessieren, ihnen und ihrer Lage nicht entsprechen und den Zugang zu ihnen erschweren? Tendieren die therapeutischen

Vorgehensweisen unter solchen Bedingungen dazu, objektivistischer, technoider, eindimensionaler, standardisierter und störungsorientierter zu werden, sodass Symptomfreiheit wichtiger wird als z.B. Glück oder Selbstbestimmung?

- Diese Entwicklung, die ich seit längerem wahrzunehmen meine, macht mir zunehmend Sorgen. Deshalb ergreife ich an dieser Stelle die Gelegenheit, für eine Psychotherapie mit einem menschlichen Gesicht zu werben, der die konkreten Wesen mit all ihren Eigenarten und Eigenbewegungen wichtiger sind als alles, woran sie in ihrem Leben gemessen werden - die bereit ist, eigene Vorstellungen in den Blick zu nehmen und sich davon zu befreien, selbst wenn sie Ruhm, Geld und Anerkennung versprechen. Eine Psychotherapie, die bereit ist, ihr Wissen und ihre Selbstdarstellung infragezustellen, um von den Klient_innen zu lernen und Zugang zu ihnen zu finden.

Ich bin sicher, dass viele von uns in der Praxis genau so arbeiten - gleichzeitig habe ich den Eindruck, dass es v.a. in der Präsentation nach außen und im Kontext der Ausbildung zunehmend schwieriger wird, diese Position zu vertreten. Doch vielleicht irre ich mich ...

Wer mir zu diesem Thema etwas sagen möchte bzw. bereits etwas dazu geschrieben oder veröffentlicht hat, ist herzlich dazu eingeladen: sabine.klar@chello.at